



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Fünfzehnte Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohn

(Fünfzehnte Fortsetzung)

So rasch ihn seine alten Beine trugen, rannte Maddis durch die Nacht. „Zwei Stunden fahre ich die Chaussee lang“ murmelte er mit bebenden Lippen. „Über die Felder schneide ich ab. Wenn ichs nur schaffe! Wenn ichs nur schaffe! Mein Gott, auf den Armen hab ich ihn getragen, den Herrn Paul. Nun werden sie ihn erschließen. Nichts hat er ihnen getan, gut ist er — seelengut. Und der Herr Baron auch. Hat telegraphiert: Gebt ihnen die zwanzig Kopfen. Jetzt kommen sie und reißen ihn aus dem Wagen, die Satansbrüder . . .“

Er lief den langgestreckten Acker hinab, auf dem schon der Winterroggen grünte. Es war Nacht geworden. Auf der Höhe blieb er stehen und holte Atem. Da trug ihm der Wind einen brandigen Geruch zu. Er wandte sich um und sah hinter dem Wald, den er eben durchquert hatte, eine Feuergarbe gen Himmel steigen.

„Das ist Vorküll!“ jammerte er und fiel in die Knie. Er faltete die Hände und schickte ein Stoßgebet zum Himmel.

Dann sprang er auf und lief noch eiliger das Feld hinab bis zum Bach. Ohne langes Bestimmen watete er durch das immer noch ziemlich hochstehende Wasser.

Er kam an dem Schöber vorbei, wo in der Nacht vorher der rote Reiter gestorben war, und endlich sah er Sternburgs breit lagernde Gehöfte vor sich. Hinter ihnen färbte gleichfalls ein Feuerschein den Himmel: „Die ganze Welt brennt. Recht so! Wenn Vorküll hin ist — soll alles brennen!“

So sprach der Alte im Rennen, und die Tränen rollten ihm über den Bart. Aber Sternburg stand fest und unberührt. Das Hoftor war noch nicht geschlossen, und aus den Ställen vernahm Maddis die friedlichen Geräusche eines gewöhnlichen Werktages. Er dachte dabei an Vorküll, und das Herz tat ihm weh.

Fast zusammenbrechend vor Erschöpfung langte er im Herrenhaus an. Der Flur war dunkel, doch aus der angelehnten Saaltür strahlte Kerzenschein. Eine teife Ruhe herrschte und verschloß auch Maddis den Mund.

Er schob seinen Kopf vorsichtig durch die Tür und lugte in den Saal. In seiner Mitte war die Leiche des Försters aufgebahrt. In hohen Randalabern brannten viele Lichter zu beiden Seiten und strahlten über eine Fülle grüner Pflanzen und bunter Blumen. Evi schien es immer noch nicht genug. Einen mit Astern gefüllten Korb neben sich, stand sie und schmückte die Bahre. In ihrem langen schwarzen Kleid und ihrem bleichen Gesicht sah sie um viele Jahre älter aus.

Erst als Maddis sich räusperte, blickte sie auf, so war sie in ihre Arbeit versunken.

„Gnädiges Fräulein Evi,“ er kam mit flehend ausgestreckten Armen näher: „Alles aus bei uns: Vorküll brennt, Barone gefangen, vielleicht schon tot.“

Evi strich sich über die Stirn, als erwachte sie aus einem Traum. Dann ließ sie die Blumen fallen. Die Not der Stunde rüttelte sie auf.

„Vorküll brennt? Die Barone sind tot?“ Sie lief ins Nebenzimmer und rief: „Edith, Ebba! Kommt schnell!“

Die Fragen der drei Schwestern überstürzten sich, und ehe der alte Maddis noch zur Besinnung kam, hatten sie für ihn gehandelt:

„Ich hole sie!“ Edith flog in den Stall, wo mehrere Pferde gefattet standen und sprengte nach wenigen Minuten vom Hof.

Ebba rang die Hände: „Nun müssen sie gerade alle fort sein: der Vater, die Junker, die Dragoner. Es brennt an der Rosenhofer Grenze. Der ganze Forst ist in Gefahr, wenn der Wind umschlägt. Sie hauen Bäume um und werfen Gräben auf. Aber sagt doch, Maddis — sprich doch — wo war Wolff Joachim, als ihr wegfahrt? Er hat sich sicher gerettet. . .?“

„Ach Freileinchen, wenn er man hat können. . .“ Der Alte heulte in sein Taschentuch hinein.

„Maddis!“ Ebba faßte ihn beim Arm. „Du mußt mit mir kommen — wir reiten sofort. Vielleicht ist es noch nicht zu spät!“

Damit zog sie den Alten die Treppe hinunter in den Stall.

„Nicht erst den Damensattel!“ rief sie dem Knecht zu. „Hilf Maddis lieber!“ Und entschlossen schwang sie sich aufs Pferd.

Wie eine Amazone saß sie im Sattel und nie in ihrem Leben hatte sie so schön ausgesehen, wie jetzt, da die Liebe all ihr Leid und alle Gefahr vergessen ließ.

Beim Vorküller Krug wurde Maddis von zwei Junkern überholt. Er hing mehr auf dem Pferd, als daß er ritt.

„Is längt dort!“ stammelte er auf Burkhardts erregte Frage nach Ebba und wies in die Richtung des Feuerscheins. Sie sprengten weiter.

Edith voran näherten sich die anderen Junker. Dem jungen Mädchen klangen noch die zornigen Worten des Vaters im Ohr: „Seid ihr von Sinnen? Soll ich alle meine Kinder verlieren?“ Zum erstenmal kam ihr eine Ahnung, welcher Sinn in diesen Worten verborgen lag. Die Dragoner waren die letzten.

Sie hatten einen schweren Arbeitstag hinter sich. Zum Kämpfen waren sie beordert, statt dessen hatten sie heute zum Spaten und zur Axt greifen müssen. Das neue Abenteuer gab den Ermüdeten frischen Mut.

Gleich hinter dem Krug zeigten sich die ersten Spuren des Ereignisses: Bauern führten allerlei Vieh am Strick, rannten hinter scheu gewordenen und durchgehenden Pferden her oder trieben ganze Rudel von Schafen die Landstraße entlang.

Der Wind hatte die Flammen erst auf den Wirtschaftshof und dann ins Dorf getragen. Die strohgedeckten Holzhütten brannten nieder wie Zunder.

Wer ein schlechtes Gewissen hatte, blieb ängstlich stehen, als die Dragoner auftauchten, oder verschwand im Walde. Aber weder die Junker noch die Soldaten achteten auf die Vorüberziehenden, sondern trabten weiter.

Neben den verglimmenden Mauerresten standen die Weiber und die Kinder der Hofleute und jammerten laut. Sie stoben schreiend auseinander, als die Reiter heransprengten und streckten beschwörend ihre Hände aus:

„Wir sind nicht schuld — wir waren nicht dabei!“

Irgendwo hinter dem Haus, im Garten, oder noch weiter auf dem Feld draußen in den Strohschobern hatten sie ihre Männer versteckt. Wie die Säcke hatten sie die Berauschten von der Brandstätte schleifen müssen.

Aber manche lagen noch da, von stürzendem Gebälk getroffen, halb tot oder immer noch sinnlos vor Trunkenheit. Das waren die Fremden, um deren Schicksal niemand zitterte, und von denen man nicht wußte, woher sie gekommen waren. Auf sie wiesen die Weiber und schrien: „Die sind schuld an allem!“

Sie sahen haßerfüllt zu, wie sie gefesselt wurden.

Die Brennerei stand unverfehrt. Man hatte Wolff Joachim ins Kontor getragen und dort auf Stroh gebettet. Er stöhnte vor Schmerz, denn an der Stelle des Ohres klappte eine tiefe Wunde. Es war bis auf die Wurzel ausgerissen.

Baron Alexander hatte Ebba auf Zehenspitzen an das Schmerzenslager geführt. Sie sah das fremde Mädchen sich um den geliebten Mann bemühen und hörte es leise zu ihm sprechen: „Ich bin ja hier — deine Lolja!“ Sie streichelte ihm die Hand, die nach ihr tastete — sie beugte sich über seine Augen und küßte sie.

Erbleichend war Ebba in der Tür stehengeblieben: „Wer ist das?“ hauchte sie tonlos. Der alte Baron legte den Finger an die Lippen und zog Ebba vorsichtig zurück.

„Ich weiß es nicht! Aber ist sie nicht fabelhaft schön? Wir sahen sie mittags in Charlottenhof. Sie ist zu Fuß gegangen. Und hier fand ich sie wieder — eine Madonna ist sie, ein göttliches Wunder, und zur rechten Zeit ist sie gekommen . . .“

Ebba ahnte, wer es war. Lolja war der Name, den Wolff Joachim gestern am Telephon genannt hatte. Mit dem Scharfsinn der Eifersucht ent-

wirrte sie in diesem Augenblick alle Einzelheiten, die ihr gestern unklar geblieben waren.

Der Roman war zum Leben geworden: als Bauernmädchen verkleidet hatte die Frau, durch die sich Ebba aus dem Herzen des geliebten Mannes verdrängt wußte, den Weg zu ihm gefunden — trotz Nacht und Fremde, trotz Brand und Mord, geleitet von der gleichen Macht, unter deren Zwang sich Ebba selbst aufs Pferd geschwungen hatte.

Wahrhaftig: wie ein rettender Engel war sie erschienen. Und vor dieser Tatsache fühlte das junge Mädchen seinen Haß an Blut, seine Enttäuschung an Bitternis verlieren.

Wenn auch die Eifersucht noch an ihr zehrte, so gab sie sich doch nicht in ohnmächtigem Reide kund, sondern löste jenes mütterliche Empfinden aus, das in jeder echten Liebe enthalten ist. Ein Wettstreit, zu helfen, packte sie. Hilfe tat not. Jedes andere Gefühl mußte hinter dieser Forderung zurücktreten.

Liebe allein, mag sie noch so groß und heiß sein, kann ein Wundfieber nicht verhüten. Der Unterricht, den Ebba bei Doktor Schloffer in der Krankenpflege genommen hatte, bewährte sich jetzt nicht zum erstenmal. Aber noch niemals gleich segensreich.

Von den Strapazen und Qualen der letzten Stunden waren Lolja's Kräfte längst erschöpft. Auch war sie unerfahren in allen praktischen Dingen.

Ebba ließ sich laues Wasser und reine Weinwand besorgen und näherte sich dem Schmerzenslager Wolff Joachims mit leiser Frage: „Darf ich helfen?“

Ein dankbarer Blick war Antwort genug. Ohne weiteres räumte Lolja dem fremden jungen Mädchen ihren Platz ein. Die übermenschliche Anspannung ihrer Nerven löste sich jetzt und bevor noch Ebba ihre Kunst an dem Verwundeten betätigen konnte, hatte sie sich der ohnmächtig Zusammenbrechenden anzunehmen.

Nun lag das Paar in demselben Raum und Ebba ging unermüdblich von einem zum anderen. Hier rieb sie Stirn und Schläfen mit Branntwein, dort wusch sie mit kundiger Hand vorsichtig die böse Wunde aus.

Wolff Joachim hatte sie erkannt, und unter ihrem stillen Walten kam ein köstliches Gefühl der Geborgenheit über ihn. Ein mattes Lächeln flog über sein bleiches Gesicht. Er versuchte sich durch Handbewegungen zu verständigen, die zu Lolja hinüberdeuteten. Eine flehende Bitte sprach daraus und wurde verstanden.

„Ich weiß alles! Sie können beruhigt sein, Wolff Joachim. Lolja schläft. Es wird für sie gesorgt.“

Übermüdet von großer Schwäche, einer Folge des starken Blutverlustes, fiel der Verwundete jetzt in einen tiefen Schlaf. So fand ihn Doktor Schloffer.

„Gut gemacht, Baroneß!“ sagte er, als er sich den Verband ansah. „Jetzt wollen wir ihn ruhig schlafen lassen. Aber nun sagen Sie bloß, Herr von der Borke, wie ist Ihr Sohn zu der Verwundung gekommen?“

Baron Alexander hatte aus dem Munde eines der Betrunknen soviel über die Vorgänge in Erfahrung gebracht, um sich die graufigen Einzelheiten vorstellen zu können.

Der Mann war immer noch im Rausche und lachte Maddis seine triumphierenden Worte ins Gesicht, als spräche er mit einem seiner Kumpane.

„Kurat! Mensch — hat der gequieckt! Zuerst hat er kein Wort gesagt. Alles was wahr is — nich mit der Wimper hat er gezuickt, als wir ihn mit der Klinge die Nase fikelten. Aber dann gings ihm doch über den Appetit. So 'n breiten Kopp hatte der Nagel! Bum, bum machte der Hammer, da hat das Barönchen auf einmal die Sprache wiedergefunden: „Oh — uh — ih“ hat er geschrien . . .“

Maddis fragte: „Hast du das selbst gemacht oder wer war noch dabei?“

„Hah — das ham mer schon oft gemacht. Aber auf Wrangelshof, da wars erst fein. Da is so 'n Kerl Berwalter, mit so 'n langen adligen Namen, hat die Leute kuzioniert und geplagt! Na — das Nas ham wer uns gelangt. Angeschirrt ham wirn wie 'n Döfen und ham 'n vor die Egge gespannt. Mit Hü und Gott gings auf den Acker und die Peitsche ham wir ihm um die Lenden gehauen. Kannst dir denken: der hat was Blut geschwitzt . . .“

Der Spizbube wollte sich ausschütten vor Lachen, als er Maddis von seinen Heldentaten erzählte.

Er sah nicht, daß hinter ihnen die Junker standen und die Dragoner, und ahnte nicht, daß er sich mit seiner Prahlerei selbst den Strick drehte.

„Du Schuft!“ dachte Maddis. „Du bist ja kein Efte — ein ganz gemeiner Mörder bist du. Den Jungherrn hast du gemartert — man weiß nicht, ob er mit dem Leben davonkommt. Wir sollten dich auch am Dhr aufhängen, du Hund, aber warte, wir kriegen dich . . .“

Er fragte weiter und tat so, als sei er ein Gesinnungsgenosse. Ganz Rächer war er, und sein altes treues Herz zuckte vor Schmerz und Empörung, so oft er aus dem Rontor das Stöhnen des Verwundeten hörte. „Na — und was wirfst du nun machen?“

„Hoh — jetzt gehts erst los. Da — sieh hin: wo ist Schloß Borküll? Alle Barone müssen so ausgeräuchert werden. In Petersburg sind sie auch schon an der Arbeit. Der Zar selbst muß dran glauben . . .“

Weiter kam er nicht. Seine letzten Worte ließen es dem Dragoneroffizier geraten erscheinen, ihm ein für allemal den Mund zu stopfen.

Der Efte hatte nicht lange Zeit, sich zu verwundern. Kaum daß er überrascht und verständnislos seine Augen aufriß, als die Soldaten aus dem Dunkel vor ihn hintraten — da wurde ihm auch schon der Sack über den Kopf gestülpt, das Armesünderkleid, mit dem das Standgericht dem Delinquenten barmherzig die letzten schweren Augenblicke verhüllte.

Ein kurzer Schrei aus dem Parke war das einzige Zeichen, daß hier der Gerechtigkeit Genüge getan wurde. Im Laufe der Nacht folgten noch

weitere Exempel, und unter den Dorfbewohnern verbreiteten sich Angst und Schrecken.

Da war es Paul von der Borke, der ihnen zum Retter wurde. Er hatte unter den Weibern seine alte Amme Mali bemerkt, die Frau des Buschwächters Djason, und ihr Jammern hatte sein Herz gerührt.

„Sie werden unsere Männer finden und werden alle aufhängen: Jungherr, helfen Sie uns. Keiner von ihnen hat brennen wollen, aber die Kerls haben ihnen die Gewehre vorgehalten, daß sie mitlaufen mußten. Sie haben nichts getan als gesoffen, wahrhaftigen Gott nicht, Jungherr. Und keine Ahnung haben sie gehabt von all den furchtbaren Sachen!“

Der Dragoneroffizier war ein verständiger Mann. Er ließ die Dorfleute zusammenrufen und hielt ihnen angefichts seiner waffenstarrenden Truppe eine kurze Rede, die Paul von der Borke übersetzte:

„Ihr habt gesehen, daß des Zaren Macht mit jeder frechen Anmaßung bald fertig wird. Das beweisen euch die Leiber der Gehängten drüben im Park. Verschließt darum eure Ohren gegen neue Verheerungen, helft gutmachen und aufbauen, was die da drüben zerstört haben!“

Aber erst nachdem die Dragoner bis auf die Wachen nach dem Krug abgezogen waren, wagten sich die Männer aus ihren Verstecken hervor. Mit der Mütze in der Hand und tiefen Bücklingen traten sie zu den Baronen und versicherten mit vielen Worten, daß sie die Treue selber wären.

Es fügte sich von selbst, daß sie vor allem Paul von der Borke Vertrauen entgegenbrachten. Mali hatte sein Loblied gesungen und sich nicht genug tun können, von seinem guten Herzen zu erzählen: „Ohne ihn hingt ihr jetzt auch am Baum, und wüßtet nicht wie!“

Es gab noch manches zu retten. Verängstetes Vieh lief massenweise in Park und Wald umher und brüllte gegen Morgen nach dem gewohnten Futter. Da stellte Edith tatkräftig ihre Hilfe zur Verfügung, und Seite an Seite mit dem so plötzlich aus seiner stillen Welt verschlagenen Gelehrten brachte sie, so gut es gehen wollte, Ordnung in diese grauenhafte Verwirrung.

Der heraufdämmernde Morgen sah ein eigentümliches Bild. Wie eine Schar Auswanderer, die sich mit dürftiger Habe dem Hafen zuwenden, von dem aus sie ihre Reise in die neue Welt antreten, zogen die obdachlosen Hofleute und Dörfler die Straße nach Sternburg entlang.

Es war bitterlich kalt geworden — auf Feldern und Bäumen lag Reif. Hier tat rasche Hilfe not.

Im Schritt ließen die Junker ihre ermüdeten Pferde dahintrotten, und auch die Kutsche mit Baron Alexander und den beiden Kranken fuhr vorsichtig ihren Weg.

Nur Paul und Edith blieben mit einigen Knechten und Mägden auf der Brandstätte zurück. In dem Anbau der Brennerei, wo Verwalter Kirsch sein Quartier gehabt hatte, richteten sie sich häuslich ein. Ein kräftiger Kaffee wurde gekocht und schwarzes Brot wurde herbeigeschafft.

„Sie kommen aufs Sofa“ verlangte Edith, „Sie habens am nötigsten, Paul! Was haben Sie nicht alles durchgemacht: erst die lange Reise ohne Aufenthalt, dann Überfall und Gefangenschaft. Und hier erst dieser Schrecken!“

„Und Sie, Edith? Vorgestern eine Schlacht, ein Toter im Hause, dann Waldbrand und nun hier ein stundenlanges Samariterwerk . . .“

So überboten sie sich in gegenseitiger Bewunderung und Fürsorge.

„Es bleibt nichts übrig, als daß wir uns beide aufs Sofa setzen,“ sagte schließlich Edith und lehnte sich wohligh in das alte Leder zurück.

So saßen sie, jeder in seiner Ecke. Kirschs verbeulte Messingkanne dampfte vor ihnen auf der rissigen Wachsstockdecke, und im Schein der Petroleumlampe leuchtete das derbe Bauerngeschirr in grellen Farben.

Edith lachte auf. Sie hatte den Spruch ihrer Tasse entziffert und schob sie zu Paul hinüber: „Das paßt besser für Sie, Vetter:

Zu schonen deinen schönen Bart,  
Nimm diese Tasse eigner Art!“

las sie vor. Es war eine altmodische Schale mit einem sogenannten Bartschuß.

„Dann tauschen wir!“ sagte Paul, von Ediths guter Laune angesteckt. Im Hinüberschieben erst buchstabierte er den Spruch, der in verschnörkelten Goldlettern auf den Tassenkopf gemalt war: „Mein — Herz — ist — dein!“ und plötzlich wurde er rot vor Verlegenheit und, um sie zu verbergen, griff er hastig nach der Kaffeekanne. Mit der gleichen Bewegung wollte Edith ihre Verwirrung verdecken. Ihre Hände stießen zusammen, fuhren auseinander, die Kaffeekanne kippte, die Hände griffen danach, retteten die Bedrohte und — blieben bei einander.

„Das haben Sie wieder mal gutgemacht, Kamerad!“ sagte Paul von der Borke und wußte mit einem Male ein besseres Mittel, seine Röthe zu verbergen. Er beugte sich über die Hand, die er hielt und küßte sie lange. Als er wieder aufblickte, sah er in zwei lachende Augen:

„Kamerad — und Sie?“

„Im Herzen längst — Du!“ sagte Paul und zog Edith in seine Arme.

(Fortsetzung folgt)

